

Bank und Geschichte

Historische Rundschau

Historische Gesellschaft
der Deutschen Bank e.V.



Nr. 29

Dezember 2013

Von Geschäftsbriefen mit »Hörnern und Zähnen« und »Nullenschreibern«. Aus den Erinnerungen des Prokuristen Oskar Eppstein

Ein Vierteljahrhundert südwestdeutscher Bankgeschichte, die er bei den zwei Deutsche Bank-Vorläufern Oberrheinische Bank und Rheinische Creditbank in Mannheim erlebte, schildert Oskar Eppstein (1873-1965) in seinen autobiografischen Aufzeichnungen.

Oskar Eppstein wurde 1873 in Gemünden im Hunsrück als Sohn eines jüdischen Vorbeters und Religionslehrers geboren. Von 1887 bis 1890 absolvierte er eine dreijährige Lehre zum Bankkaufmann beim Bankhaus Gebrüder Stern in Hanau. Im November 1891 wechselte er nach Mülhausen im Elsass zum Bankhaus M. & E. Rothschild und im Februar 1898 nach Mannheim zur Oberrheinischen Bank. Diese 1856 unter dem Namen Wilhelm Koester & Co. gegründete Regionalbank war zu dieser Zeit eine Interessengemeinschaft mit der Deutschen Bank eingegangen. Durch den Zusammenbruch der Aktien-Gesellschaft für Chemische Industrie in Mannheim wurde die Oberrheinische Bank stark in Mitleidenschaft gezogen und 1904 von der Rheinischen Creditbank übernommen. In der Rheinischen Creditbank erlebte Eppstein als Prokurist die Entwicklung bis zur Hyperinflation, mit deren Ende 1923 sein Bericht abschließt. Die Rheinische Creditbank ging 1929 in der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft auf. 1932 schied Eppstein – mit 59 Jahren – aus der Mannheimer Filiale der Deutschen Bank und Disconto-Gesellschaft aus, vermutlich im Zuge des allgemeinen Stellenabbaus während der Weltwirtschafts- und Bankenkrise. Am 22. Oktober 1940 wurden Eppstein und seine Ehefrau wie ein Großteil der badischen Juden in das Lager Gurs im besiegten Frankreich deportiert. Sie überlebten mehrere Internierungslager und wanderten nach dem Zweiten Weltkrieg nach Israel aus. Oskar Eppstein starb 1965 in Haifa, seine Frau vier Jahre später.



Name: Oskar Eppstein
Geb.: 9.5.73 Aufn. Nr. 1401
Eintritt: 22.2.98 Austritt: _____

Foto von Oskar Eppstein in einem Personalalbum der Mannheimer Filiale der Rheinischen Creditbank (Abb. Deutsche Bank Historisches Institut, HADB, K4/25)

Eppsteins Erinnerungen zeichnen sich durch eine farbige Erzählweise aus, die das Erlebte jedoch nicht anekdotisch verklärt. Ursprünglich an seine Nachkommen adressiert, bieten Eppsteins Aufzeichnungen Einblicke in die südwestdeutsche Bankgeschichte, die auch für ein breiteres Publikum von Interesse sein dürften. Besonderer Dank gilt Rolf Michael Mayer für die biografischen Hinweise und die Erlaubnis zur Veröffentlichung der nachfolgenden Auszüge aus den Lebenserinnerungen Oskar Eppsteins.

» Im Dezember des Jahres 1897 las ich in der Frankfurter Zeitung die kurze Nachricht, daß die Oberrheinische Bank Akt. Ges. in Mannheim, die in der Umwandlung aus einer Spezialbank für den internationalen Wechseleinzugsverkehr in ein Kreditinstitut begriffen war, in Freiburg und Karlsruhe Zweiganstalten errichte. Mit dieser Stunde nimmt mein Leben eine neue, entscheidende Wendung. Ich schrieb flugs einen deutschen, französischen und englischen Bewerbungsbrief [...] und erhielt umgehend die Aufforderung, mich vorzustellen. [...] Am Tage nach Weihnachten sprach ich in Mannheim vor und wurde mit einem Jahresgehalt von 2000 Mark für das neu zu organisierende Sekretariat und Archiv angestellt.

Am 21. Februar 1898 trat ich mit hochgespannten Erwartungen meinen Posten an [...]. Der Betrieb bei der Bank, die damals ein Aktienkapital von 10 Millionen Mark und etwa 100 Angestellte hatte, ohne die der Filialen, war für mich, der aus dem äußerst bescheidenen Mülhauser Geschäft kam, wo ich neben einem Lehrling der einzige Angestellte war, einigermaßen verwirrend. Umso mehr als das Bankgebäude, ein altes Patrizierhaus mit interessanter Geschichte, gerade einem Umbau für die Zwecke der Bank unterzogen wurde. In Direktor Wilhelm Grosch, einem Manne in der Vollkraft der Jahre, der die Seele des Geschäftes war und unablässig an neuen Kombinationen zur Entwicklung und Erweiterung der Bank arbeitete, fand ich einen ebenso wohlwollenden als geschäftstüchtigen Vorgesetzten, zu dem ich bewundernd aufschaute.

Die Zentrale der Oberrheinischen Bank in Mannheim um 1900
(Abb. Stadtarchiv Ludwigshafen)



Ich durfte mit meiner Stellung, die mir viel Arbeit, aber zugleich Einblicke in mir gänzlich neue Zweige des Bankgeschäftes brachte, in materieller und jeder anderen Hinsicht zufrieden sein [...]. Die ersten Wochen saß ich, da mein Arbeitsraum noch nicht hergerichtet war, allein in dem wundervollen Sitzungssaale, dem unverändert gelassenen Festraum des alten Hauses, brachte die Akten der sogenannten Konsortialgeschäfte in Ordnung und

machte mich mit der Behandlung finanzieller Operationen, die ich bisher nur vom Hörensagen kannte, vertraut. Es war eine sehr lebhaft, unternehmungslustige Zeit, viele neue Aktiengesellschaften wurden gegründet, alte Firmen in solche umgewandelt. Eine meiner ersten Arbeiten war das Entwerfen eines Gesellschaftsvertrages für ein Elektrizitätswerk, eine von der Bank gemeinsam mit der Lahmeyer-Elektrizitäts-Gesellschaft in Frankfurt für den Bezirk Wiesloch zu errichtende Überlandzentrale. Die Erfahrungen auf diesem Gebiet waren noch sehr beschränkt, im Laufe der Ausführung und nach der Inbetriebnahme stellten sich die Vorberechnungen als unrichtig heraus, die erwartete Rentabilität blieb aus, die Kundschaft, an die wir unseren Teil der Aktien mit geringem Aufgeld verkauft hatten, beklagte sich und es kam zu Auseinandersetzungen mit Lahmeyer. Wiederholt war ich, teils mit Herrn Grosch, teils allein, in Frankfurt und wies den Herren dort nach, daß sie sich trotz der angeblich äußerst vorsichtigen Projektierung der Anlage gründlich verrechnet hatten. In zähen Verhandlungen erreichten wir, daß die Lahmeyer-Gesellschaft einen Teil unseres Verlustes auf sich nahm. Übrigens hatte ich das ganze Gründungs-Exposé ins Französische übersetzt, da es Herrn Grosch gelungen war, eine Bank in Lyon, deren jüdischen Direktor er auf einer Rheinreise kennen gelernt hatte, für das Projekt zu interessieren.



Briefkopf der Oberrheinischen Bank 1899
(Abb. Deutsche Bank Historisches Institut, HADB, S1114)

Daran anschließend will ich erzählen, daß meine Kenntnisse im Französischen mir schon im April 1893 (Ende 1891 kam ich nach Mülhausen) gestatteten, eine Artikelserie der Frankfurter Zeitung „Goldwährung und Bimetallismus“ – ein Problem, das jahrelang die internationale Wirtschaft bewegte und beunruhigte – für eine in Mülhausen erscheinende Halbmonatschrift „La Revue du XXe. siècle“ zu übersetzen, allerdings mit der Unterstützung meines Freundes Ferdinand Levi. Für die große Arbeit erhielt ich die lächerliche Vergütung von 10 M[ark]. Wichtiger war die innere Befriedigung über die vollbrachte Leistung, und sicher hat deren Erwähnung in meinem Bewerbungsschreiben an die Oberrheinische Bank mit dazu beigetragen, dieser Bewerbung Beachtung zu verschaffen.

Mit Herrn Grosch machte ich als sein Sekretär, wobei mir Stenographieren und Schreibmaschinenschreiben – ich hatte erstmals eine Schreibmaschine „unter die Finger“ bekommen und mich mit spielerischer Freude rasch darauf eingeübt – unentbehrlich waren, interessante Reisen, u.a. nach Köln, wo Verhandlungen über eine Interessengemeinschaft der in heftigem Wettbewerb liegenden Rheinschiffahrtsgesellschaften geführt wurden. Die Verhandlungen zogen sich wohl ein Jahr hin. Die Hauptschwierigkeit bot der Schlüssel, nach dem die zusammenzuwerfenden Gewinne unter die einzelnen Gesellschaften verteilt werden sollten. Endlich stand die Einigung in Aussicht und auf einer Zusammenkunft in Koblenz sollte der Vertrag unterschrieben werden. Ich war, da Herr Grosch in letzter Stunde verhindert wurde, für die Bank alleine dabei. Es war ein Freitagabend. Ich, der nicht mehr aus Überzeugung, sondern aus Gewohnheit und Rücksicht auf die Anschauung

der Eltern, den jüdischen Speisegesetzen noch treu war, stieg in einem bescheidenen jüdischen Gasthaus ab, dessen große, sabbathlich erleuchtete Stube von dem ganzen Zauber des jüdischen Freitagabends erfüllt war. Die Gäste, die da aus- und eingingen, kamen mir wie lauter alte Bekannte vor. Die geschäftliche Sitzung dauerte bis spät in die Nacht, man war endlich über alle Vertragspunkte einig, ich hatte alles zu Papier gebracht, aber das Schriftstück enthielt, ein getreues Abbild des ganzen, langwierigen Kampfes, so viele Streichungen, Änderungen und Zusätze, daß man sich nicht entschließen konnte, den Wirrwar zu unterzeichnen. Für den nächsten Morgen sollte ich eine Reinschrift anfertigen. Hochbefriedigt über die erzielte Einigung ging man auseinander. Aber am nächsten Morgen erklärte Generaldirektor Gutjahr von der Badischen Aktien Gesellschaft für Rheinschiffahrt und Seetransport, ein schwer zu behandelnder Mann, er habe es sich anders überlegt, er unterzeichne nicht. Dabei blieb es. Das große Werk war endgültig gescheitert.

Anfang 1899 fand ich Gelegenheit, Herrn Grosch die Errichtung einer Filiale in Mülhausen im Elsaß vorzuschlagen, wo sich viele altdeutsche Geschäftsfirmen befanden, aber nur elsässische Banken. Ich hatte mich über diesen Gedanken mit meinem Freund Brunschwig in Mülhausen, einem Angestellten der Banque de Mulhouse, oft unterhalten. Herr Grosch sagte mir, auch er habe sich mit dem Gedanken schon beschäftigt. Die Personalfrage sei sehr schwierig. Ich schilderte ihm Herrn Brunschwig als einen geeigneten Mann. Herr Grosch ging auf meine Anregung vollkommen ein, wollte aber gleichzeitig auch in Basel eine Niederlassung errichten und hörte gern, daß ich auch an diesem Platze von meiner Mülhauser Tätigkeit her gut bekannt sei. Zur Bearbeitung der Vorfragen reiste ich schon kurze Zeit darauf nach Mülhausen und Basel, dann fuhr Herr Grosch selbst hin, Herr Brunschwig gefiel ihm, er verpflichtete ihn als Leiter der neuen Niederlassung, mietete Räume in bester Lage und im Juni wurden die beiden neuen Zweiganstalten in meinem Beisein eröffnet. Sie haben sich beide sehr gut entwickelt. Die Filiale Basel ging Ende 1904 an die Schweizer Kreditanstalt Zürich über, wovon später noch zu reden sein wird. Mülhausen, wo wir noch vor dem Kriege ein stattliches, neues Bankgebäude errichtet hatten, ging uns mit dem schönen Elsaß durch den unglücklichen Kriegsausgang verloren.

Ich blieb mit den beiden, mir lieb gewordenen Plätzen und meinen Freunden daselbst in Fühlung und war mehrere Jahre lang am 30. Juni und 31. Dezember zur Aufnahme der Bestände jeweils dort anwesend. Im Sommer 1900 verbrachte ich sogar vertretungsweise einen ganzen Monat in meinem lieben, alten Basel und hatte, wenn auch zunächst nur für diese Vertretung, Handlungsvollmacht. Sehnsuchtsvoll hatte ich bei meinen Spaziergängen durch die alten Gassen und Gässchen und von der Höhe am Rhein, hinter dem alten Münster, meine Augen in die Ferne schweifen lassen. Endlich überwand ich meine Befangenheit, ich setzte mich eines wundervollen Sonntags morgens in den Zug und fuhr nach Luzern (die ganze Reise einschl. Schiff und Bergbahn auf den Rigi kostete die Bagatelle von 20 Franken = 16 Mark, heute 1600 Mark). Ich sah trunkenen Auges die Alpen. Das schmucke Dampfschiff voll fröhlicher und fesselnder Menschen durchfurchte die grünen Wellen, die ganze Pracht und Herrlichkeit des Vierwaldstätter Sees, dieses Juwels der Schweiz, tat sich mir auf und von der Spitze der Rigi ließ ich meine staunende Blicke über die Majestät der eisgepanzerten Bergriesen und über die Kleinodien, die sich tief unten ausbreiteten, wandern. Bereichert um unvergeßliche Eindrücke kehrte ich nach Basel zurück.

Herr Grosch war eine temperamentvolle Natur. Wenn er sich über den Brief eines Geschäftsfreundes ärgerte, so diktierte er mir ohne langes Besinnen eine Antwort, die „Hörner und Zähne“ hatte und die er häufig in den Satz ausklingen ließ: „Wir bitten Sie, diese Zeilen nicht anders aufzufassen als sie gemeint sind.“ Von den beiden Bedeutungen dieses Satzes sollte dem Briefempfänger natürlich nur die versöhnlichere zum Bewußtsein kommen. „Gemeint“ aber war der Satz unsererseits ganz anders, und ich sehe noch

das schalkhafte Augenzwinkern, mit dem Herr Grosch zu mir hinblickte, wenn er einen recht geharnischten Brief mit dieser „Versöhnungs-Floskel“ abschloß. Es war ihm aber, wie ich bald merkte, ganz recht, daß ich beim Übertragen seiner hitzigen Diktate die schärfsten Kanten abschliff und er ließ mir mehr und mehr Selbständigkeit, in dem Maße, wie er sah, daß ich mich in seine Gedanken einfühlte. Mit einem ersten Schweizer Bankinstitut hatten wir sehr enge Beziehungen angeknüpft, aber die Schweizer waren bei aller biederer Freundlichkeit sehr auf ihren Vorteil bedacht, und Herr Grosch zitierte mit grimmigem Lächeln, zu mir gewandt: „Lern’ dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!“ [Zitat aus: Friedrich Schiller, Wilhelm Tell, Zweiter Aufzug, Erste Szene]



Mannheimer Industriehafen 1913
(Abb. Anna-Maria Lindemann,
Mannheim im Kaiserreich,
Mannheim 1988, S.78)

Die Oberrheinische Bank hatte ihr Aktienkapital im Jahre 1897 von 7 auf 10 Millionen Mark und im Monat meines Eintrittes weiter auf 15 Millionen Mark erhöht. Sie hatte ihren Geschäftskreis durch Errichtung von Niederlassungen, zum Teil unter Übernahme größerer Privatbankfirmen erheblich ausgedehnt. Dem Aufsichtsrat, dessen Zusammensetzung einen Rückschluß auf das Ansehen einer Bank erlaubt, gehörten hoch geachtete Persönlichkeiten an. Während der Baum der Oberrheinischen Bank aber nach außen kraftvolle Triebe entfaltete, nagte an seinem Mark bereits ein böser Wurm, die Rheinau. Ein unternehmungslustiger Kopf, Josef Böhm, kaufmännischer Direktor der Aktien-Gesellschaft für Chemische Industrie, hatte es verstanden, Mitte der 90er Jahre Interessenten zu gewinnen für den Bau einer neuen, großen Hafenanlage auf der Rheinau, 8 Kilometer oberhalb Mannheims. Es hatten sich dort damals lediglich eine chemische Fabrik und einige Ziegeleien angesiedelt. Die billigeren Geländepreise, die Heranziehung verhältnismäßig billiger Arbeitskräfte aus den umliegenden ländlichen Gemeinden und vor allem der Vorteil der niedrigen Wasserfracht für die auf dem Rhein ankommenden Umschlaggüter schienen dem jungen Unternehmen eine freundliche Zukunft zu verheißen. Es gelang Böhms unermüdlichem Eifer, trotz des heftigen Wettbewerbs der Stadt Mannheim für ihren eigenen, neu erbauten Industriehafen, bedeutende Unternehmungen nach der Rheinau zu ziehen und dadurch den von ihm mit Hilfe seiner Freunde und namentlich der Oberrheinischen Bank ins Leben gerufenen Gelände- und Hafenbetriebs-Gesellschaften gute Aussichten zu eröffnen, sodaß die Anteile der Rheinau G.m.b.H. etwa 1901 auf 250 % stiegen.

Da setzte in Deutschland eine schwere Wirtschaftskrise ein, die den Zusammenbruch großer Unternehmungen zur Folge hatte, und in dem Krach der Leipziger Bank, Juni 1901, ihren Höhepunkt erreichte. Ich war gerade auf meiner ersten, richtigen Ferienreise über Stuttgart, Ulm, Augsburg in München und trat auf diese Nachricht hin sofort die Heimreise an.

Auf der Rheinau stockten die Geländeverkäufe vollständig, die Zinsen und Kapitalbeträge auf frühere Verkäufe blieben zum Teil aus, die Bankschulden wuchsen an, die Bank wurde ängstlich. Die Verschachtelung der Böhm'schen Gründungen wurde selbst für Herrn Grosch undurchsichtig. Unter schweren Kämpfen erreichte er, daß ein Prokurist der Bank Einblick in die Bücher der Rheinau-Gesellschaften erhielt und nun platzte sofort die Bombe: Da, wo es am wenigsten vermutet worden war, bei der Aktien-Gesellschaft für Chemische Industrie, stellten sich falsche Buchungen heraus, mit deren Hilfe Böhm seit Jahren Verluste verdeckt hatte. Jedoch nicht aus persönlicher Gewinnsucht, denn er selbst, Junggeselle, war von einer unglaublichen Anspruchslosigkeit. Die Verluste waren so bedeutend, daß die Erfolglosigkeit jeder Rettungsaktion, namentlich bei der damaligen von Mißtrauen geschwängerten Atmosphäre, sofort in die Augen sprang.

Die „A.C.I.“ mußte am 27. September 1902 ihren Konkurs erklären. Es war ein „Desaster“ für die Bank. Der Aufsichtsrat machte Herrn Grosch Vorwürfe, er habe ihn über den wahren Umfang des Rheinau-Geschäftes im Unklaren gelassen. Noch 2 Gesellschaften, denen die Bank Kredite gewährt hatte, gerieten in Konkurs. Kunden der Bank, die teilweise mit Bankgeld sich an den Rheinauer und anderen zusammengebrochenen Unternehmungen beteiligt hatten, konnten ihrerseits ihre Verpflichtungen gegenüber der Bank nicht erfüllen. Sie erlitt große Verluste. Böhm, der auch ihm anvertraute Mündelgelder in das Danaidenfaß der Rheinau gesteckt hatte, wanderte auf die Anklagebank und nach wochenlangen Gerichtsverhandlungen, bei denen auch ich als Zeuge vernommen wurde, ins Gefängnis. Manche Leute hielten auch jetzt noch zu ihm und sahen in ihm mehr ein Opfer der schlechten Zeiten als einen leichtsinnigen Spekulanten.

Herr Grosch erlebte schwere Tage. Eines Abends trat er ganz unerwartet in mein sehr bescheidenes Zimmer in Q 2, offenbar getrieben von dem Bedürfnis, sich mit jemand über seine Sorgen auszusprechen. Namentlich wollte er meine Meinung darüber hören, ob er wohl freiwillig oder unfreiwillig aus seiner Stellung ausscheiden müsse. Ich wohnte nämlich schon seit längerer Zeit den Sitzungen des Aufsichtsrats bei wegen eines gewissen Mißtrauens dieses Kollegiums in die bisher von Herrn Grosch selbst zu Papier gebrachten Sitzungsprotokolle. Ich war daher vom Aufsichtsrat sozusagen als sein Vertrauensmann zum Protokollführer bestellt worden, fertigte die Protokolle nach meinen stenographischen Notizen an und legte sie vor der Reinschrift dem Vorsitzenden zur Durchsicht vor. Dieses Amt nun, dessen Übertragung an mich einen besonderen Vertrauensbeweis darstellte – zumal dem ganzen Gremium kein einziger Jude angehörte – verschaffte mir Kenntnis von den Stimmungen im Aufsichtsrat.

In einer dieser Sitzungen, bald nach meiner Verlobung, Frühling 1903, von der alle Anwesenden Kenntnis hatten, machte der Direktor einer auswärtigen Filiale bei Besprechung eines Kreditantrages für einen Kunden die Bemerkung, dieser, ein Jude sei noch ledig und bei seiner Verheiratung, die ja bei Juden nur eine Geschäftssache sei, würde ihm also größere Mittel zufließen. Ohne Besinnen stand ich auf, ich fühlte, wie sich alle Blicke auf mich richteten, der ich in den Sitzungen sonst nur schweigend meines Amtes waltete. Vor Erregung zitternd bemerkte ich man möge mir gestatten zu sagen, daß es auch bei den Juden andere als Geldheiraten gebe. Der betreffende Filialdirektor geriet nun seinerseits in Verlegenheit, suchte sich zu entschuldigen und die Sitzung ging weiter. Nach Schluß kam er in mein Büro, um sich in lebenswürdiger Weise nachmals zu entschuldigen: Er habe selbstverständlich nicht sagen wollen, daß... er wisse natürlich usw. Wir sind später noch mit einander in Berührung und immer gut mit einander ausgekommen. Gegen mich persönlich hatte er, wie ich glaube, nichts einzuwenden, ebensowenig wie all die anderen Direktoren der Zentrale und der Filialen. Aber in einem Privatbriefe eben dieses Direktors an einen Kollegen, der mir ganz zufällig zu Gesicht kam, war ich doch der „Mesopotamier Eppstein“.

Was Herr Grosch befürchtete, trat ein. Als Sündenbock, dem man für alle Verluste die Schuld zuschob, mußte er von der Bildfläche verschwinden. Es war ein merkwürdiger Zufall, daß er nun bei einem auswärtigen Industrie-Unternehmen Direktor wurde, dank der Fürsprache eines seiner früheren Lehr- und Schützlinge, der nach rascher Karriere und durch den Einfluß von Herrn Grosch Aufsichtsratsvorsitzender eben jenes Industrieunternehmens geworden war. Lange überlebte jedoch Herr Grosch den Wandel seines Geschickes nicht. Er starb leider sehr bald und ich trauerte aufrichtigen Herzens um diesen Mann, der mir ebenso sehr durch das, was ich bei und unter ihm lernte, als auch durch sein Wohlwollen zum Erfolg verholffen hat.

Die Oberrheinische Bank wäre wohl, insbesondere mit Hilfe ihrer mächtigen Freundin, der Deutschen Bank, über die Schwierigkeiten hinweggekommen. Die Deutsche Bank aber nutzte die Lage aus: Indem sie der bisher zu einer anderen Bankengruppe neigenden Rheinischen Creditbank Mannheim, deren schärfste Konkurrenz, die Oberrheinische, sozusagen in den Schoß legte, gewann sie diese mit ihrem ganzen Anhang für ihren „Konzern“ und erweiterte dadurch ihren Einfluß in Süddeutschland außerordentlich. Die „Fusion“ beider Banken wurde im Dezember 1904 beschlossen. Ich war nebst der Direktion und dem übrigen Personal mit „fusioniert“, jedoch nicht als Prokurist, der ich bisher war, sondern, gleich allen anderen um eine Stufe zurück versetzt, als Bevollmächtigter. Diese Demütigung legte uns der „Siegerstolz“ der Rheinischen Creditbank auf. Ich hätte wohl, entrüstet darüber, daß man uns Angestellte durch diese Be- (oder Miß-) handlung nach außen hin zu Mitschuldigen an den Verlusten der Oberrheinischen Bank stempelte, den Wanderstab nochmals ergriffen, wenn nicht inzwischen in meinem Privatleben sich jene größte Wandlung vollzogen hätte: Am 3. August 1903 hatte ich den Bund fürs Leben geschlossen und meine liebe Lili heimgeführt, für die ich eine tiefe Neigung empfand, seit ich sie, es war am Sonntag nach Neujahr 1903, im Hause ihres hiesigen Onkels Louis Mayer hatte kennen lernen [können,] und die in vielem dem Bilde entsprach, das ich mir von meiner Gefährtin gemacht hatte.

Zentrale der Rheinischen Creditbank in Mannheim um 1905
(Abb. aus Deutsche Wohnkunst, 1917)





Direktionszimmer
(Abb. aus Deutsche Wohnkunst, 1917)

Kurz nach der Generalversammlung, die den Übergang der Oberrheinischen auf die Creditbank bedeutete, kam am 12. Januar 1905 unser Walter zur Welt. Ich glaubte unser junges Glück nicht der Ungewißheit, die mit einem Stellenwechsel auf alle Fälle verbunden war, aussetzen zu dürfen und mich mit den gegebenen Verhältnissen abfinden zu müssen, in der Hoffnung, auch bei der Creditbank für meine Fähigkeiten im Laufe der Zeit Anerkennung zu finden. Im April 1910 wurde ich wieder zum Prokuristen befördert. Meine Stellung hatte sich recht bald erträglich gestaltet, ich gewann das Vertrauen meiner neuen Vorgesetzten, namentlich von Dr. Brosien, dem führenden Direktor und seines ersten Mitarbeiters, des damaligen Prokuristen Dr. Jahr. Ich wurde dem „Zentralbüro“ eingegliedert und hatte etwa das Amt eines Generalsekretärs der Direktion, insbesondere die Bearbeitung der so genannten Konsortialgeschäfte. Das sind größere mit anderen Banken zusammen durchgeführte Finanzoperationen, daneben eine Fülle anderer interessanter Arbeiten. Die Vielseitigkeit meiner Beschäftigung, die meinen Posten zu einem der anziehendsten im Hause machte, ging mit der Zeit leider zum großen Teil verloren. Die Ausdehnung der Bank brachte es mit sich, daß die Erledigung der von den Filialen für ihre Kunden eingerichteten Kreditgesuche, eine ebenso wichtige als verantwortungsvolle Arbeit, einem besonderen „Filialbüro“ übertragen wurde. Das Archiv mit der Bibliothek, für das ich den Rahmen von der Oberrheinischen mit herüber gebracht hatte, wurde als eigene Abteilung abgezweigt. Ein neues juristisches Büro entloh mich der Mühe, mich in das Handelsgesetzbuch und viele andere Gesetze zu vertiefen. Doch verdanke ich der mehrjährigen Beschäftigung mit diesen Dingen wertvolle Kenntnisse, die mir gerade für die Bearbeitung der erwähnten Finanzgeschäfte sehr zu statten kamen. Eine weitere Aufgabe, die an Dr. Brosien als Mitglied der Handelskammer gelangenden wirtschaftspolitischen Dinge für ihn zu bearbeiten, nahm ein Ende, als er aus der Handelskammer ausschied. Die umfangreichen Versicherungsangelegenheiten der Bank wurden der während des Krieges gegründeten Bauabteilung zugewiesen, für die Steuer-sachen, die ich seit Kriegsausbruch bearbeitete, wurde, als die Steuergesetzgebungsmaschine immer rascher zu laufen begann, Ende 1923 eine eigene



Oskar Eppstein an seinem
25-jährigen Dienstjubiläum 1923
(Abb. Rolf Michael Mayer / Gideon
Avital Eppstein)

Abteilung errichtet, auch die Zeitungsinserte einem anderen Beamten zugeteilt. Auch schrumpften die Obliegenheiten des „Direktionssekretärs“ dadurch noch weiter zusammen, daß fast jeder der 6-7 Direktoren infolge der zunehmenden Arbeit sich eine eigene Sekretärin hält. So bin ich nun allerdings sehr entlastet und fast allein auf das Gebiet der „Konsortialgeschäfte“ und was drum und dran hängt, beschränkt. Da aber gerade in diesem Geschäftszweig seit der Markstabilisierung im November 1923 eine Totenstille herrscht, die ebenso ausgeprägt ist wie die Hochflut an Geschäften dieser Art im Jahre des Inflationsunheils 1923, so habe ich wieder einmal Muße, meine Aufzeichnungen fortzusetzen und mein seelisches Notizbuch von allerlei Eintragungen zu säubern, die es seit längerer Zeit belasten.

Über meine geschäftliche Laufbahn wäre noch zu sagen, daß ich im April 1920, zum 50-jährigen Bestehen der Bank, den neu geschaffenen Titel eines Abteilungsdirektors (mit 2 Kollegen) erhielt. Am 21. Februar 1923, dem Jahrestag meines Eintritts bei der Oberrheinischen Bank vor 25 Jahren, schenkte mir die Bank ein Ölgemälde von Professor Süß, bei welchem Anlaß Herr Dr. Jahr einige schmeichelhafte Worte sprach. Die Direktoren persönlich machten mir eine Freude mit Gottfried Kellers Werken. [...]

Ich habe oben der Geschäftsstille in meiner Abteilung seit etwa August 1924 gedacht. Zwar bin ich als alter und zu mancherlei Dingen brauchbarer Beamter der Bank vor der Gefahr geschützt, aus diesem Grunde entlassen zu werden – „abgebaut“ nennt man das jetzt – und das traurige Schicksal von zahllosen Bankbeamten zu teilen, die nicht nur durch das Zusammenschrumpfen des Geschäftsumfangs seit Beendigung der Inflation, sondern namentlich auch durch das wieder Verschwinden der Riesen Zahlen (November 1923: eine Goldmark gleich eine Billion Papiermark, in Ziffern 1.000.000.000.000,- !, dafür schreibt man jetzt eine Billion Mark) überflüssig wurden. Der Volksmund nannte diese während der Arbeitsüberhäufung der Inflationszeit eingestellten Beamten „Nullenschreiber“.

Obwohl die Gefahr der Entlassung, wie gesagt, mir nicht droht, hat mir, wie allen Besitzern von Spargroschen, die Inflation doch sehr böse mitgespielt. Unsere Kinder vielleicht, und unsere Enkel sicherlich werden zu Nachschlagewerken greifen müssen, wenn sie sich über den Begriff der Inflation unterrichten wollen. Wir heutigen aber haben einen Lehrgang der Geld- und Währungskunde durchgemacht von einer Anschaulichkeit und Gründlichkeit, wie sie noch kein Professor der Volkswirtschaft erreicht hat. Begriff und Wirkung der Inflation sind uns mit so wuchtigen Schlägen eingehämmert worden, daß Hunderttausende ihnen erlegen sind oder daran hinsiechen, die übrigen aber ihr Leben lang daran zu tragen haben. Zu den letzteren gehöre auch ich. Wir hatten uns im Laufe der Jahre, dank Lilis sparsamer Wirtschaftsführung, so viel zurückgelegt, daß wir unter Einrechnung eines Zuschusses aus der



Inflationsgeld 1923
(Abb. Deutsche Bank
Historisches Institut)

Pensionskasse der Bank der Zukunft ohne Sorge entgegensehen konnten, daß unser Schifflein durch den ersten Sturm zum Kentern gebracht würde. Kostspielige Vergnügungen, größere Geselligkeit und Luxusausgaben waren aus unserem Programm gestrichen, wobei ich den Begriff „Luxus“ enger als Lili, manchmal wohl zu eng zog, da sich meine Anschauungen über diesen Punkt nicht recht loslösen wollten von der Erinnerung an den überaus bescheidenen Haushalt meiner Eltern und an die heilige Scheu meiner guten Mutter vor jeder nicht unbedingt notwendigen Ausgabe.

Während der Inflation konnte ich mich, aus Schwerfälligkeit, lange nicht entschließen, meine „soliden“ Wertpapiere in „spekulative“ Aktien umzutauschen und tat es erst, als mit der erschreckend fortschreitenden Markentwertung Staatsanleihen usw. sich als höchst unsolide Kapitalanlagen erwiesen, während der Kurs der Aktien, da sie bis zu einem gewissen Grade Sachwerte verkörpern, der Entwertung einigermaßen folgte. Der Pensionsfonds der Bank, ebenfalls „solid“ angelegt, verfiel nahezu gänzlicher Wertlosigkeit, meine Lebensversicherungen desgleichen. Eine von mir im Jahre 1893 auf Veranlassung meines Vaters abgeschlossene Lebensversicherung über 10.000,- Mark, auszahlbar 1922, d.h. zu meinem fünfzigsten Lebensjahre, wurde mir in Oktober 1922 ausgezahlt, in Papiermark, für die man damals nicht einmal ein Paar Stiefel kaufen konnte. Zum Glück erhielt ich wenigstens eine kleine Aufwertung von ca. 1.200,- Goldmark nachträglich. Mit über 50 Jahren, in einem Alter, in dem die durch Kriegs- und Nachkriegsjahre übermäßig abgenutzte Spannkraft schon merklich nachläßt, stehe ich vor der nahezu hoffnungslosen Aufgabe, innerhalb der paar Arbeitsjahre, die mir noch bleiben, bei wesentlich verminderten Einkünften und gestiegenen Ausgaben meine Ersparnisse wieder aufzubauen und wenigstens soweit zu kommen, daß ich für Lili und mich dem drohend näher gerückten Alter mit einiger Ruhe entgegensehen kann. <<